



*Podiumsdiskussion beim 4. Thüringer Fachtag Literatur am 7. Oktober 2022 in Erfurt (Foto: Stefan Schmidt)
v. l.: Bettina Baltschev (Moderation); Kerstin Hensel, Thorsten Ahrend, Bettina Baltschev, Dr. Jens-Fietje Dwars*

Anke Engelmann

Von Netflix, Bestseller-Algorithmen und Triggerwarnungen in Goethes Faust

Thüringer Literaturrat fragte auf seinem Fachtag nach Veränderungen in der Literatur

Krieg, Klimakatastrophe, Energiekrise, Inflation, Migrationen: Unsere Welt gerät aus den Fugen. Wie wirkt sich das aufs Lesen und auf die Literatur aus? Welche technischen Entwicklungen befördern welche Prozesse? Welche gesellschaftlichen Bedingungen bestehen, welche Voraussetzungen haben sich geändert und überhaupt: Brauchen wir Literatur? Und wenn ja – wofür?

Dass sie essentiell nötig ist, darin waren sich die Besucher des vierten Fachtages Literatur einig, zu dem der Thüringer Literaturrat am 7. Oktober ins Erfurter Kultur: Haus Dacheröden geladen hatte. Das Thema »Welt im Wandel – Literatur im Wandel« hatte vor allem Menschen angelockt, die von Berufs wegen mit Büchern und dem Schreiben zu tun haben, aber auch Interessierte, die verfolgen, wie sich der gesellschaftliche Umbruch auf Sprache und Schreiben auswirkt. Mit dem Untertitel »Lesen – Kritik – Maßstäbe«, stand fest, um welche Aspekte das komplexe Thema kreisen würde. Das Programm versprach mit drei Vorträgen und einer Podiumsdiskussion viel Information und Stoff für kontroverse Debatten.

Nach Bernhard Fischer, dem Vorsitzenden des Thüringer Literaturrates, begrüßte Elke Harjes-Ecker, Abteilungsleiterin Kultur in der Thü-

ringer Staatskanzlei, der Schirmherrin des Fachtages, die Anwesenden. Im ersten Vortrag des Tages erläuterte anschließend der Leseforscher Axel Kuhn vom Institut für Buchwissenschaft der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, wie sich das Lesen im digitalen Zeitalter geändert hat. Ist es »standardisierte Praxis oder individueller Lebensstil?«, fragte er und konstatierte seit 1990 einen grundlegenden Wandel des Leseverhaltens.



PD Dr. Axel Kuhn, Foto Stefan Schmidt

Das Lesen, es verändert sich

Zwar bleibt das Lesen weiterhin die Basiskompetenz, die es ermöglicht, an sozialen Prozessen teilzunehmen. Doch welche Form des Lesens? Funktionales oder literarisch-intellektuelles Lesen? Die bürgerliche Vorstellung einer einheitlichen Lesekultur werde zunehmend obsolet, berichtete Kuhn. So werde das »lineare Lesen« von Druckerzeugnissen von vielen Digital Natives als zu langsam empfunden.

Einerseits machen digitale Medien eine Vielfalt von Texten zugänglich. Andererseits werden die digitalen Spuren aus den Lesemedien intensiv ausgewertet und das prägt den

Markt. Reader Analytics heißt es, wenn das Kauf-, Nutzungs- und Rezeptionsverhalten dokumentiert und analysiert wird: Wie viele Leser haben den Text fertig gelesen? Wie schnell haben sie gelesen? Haben sie Empfehlungen gegeben? Welche Markierungen haben sie gesetzt? Verlage prüfen eingehende Manuskripte, ob sie den daraus erstellten Algorithmen entsprechen und fertigen Bücher nach Bauplan für den idealen Durchschnittsleser.

Irrationales wie Brüche und Abweichungen, die Texte erst spannend machen, werden so nicht erfasst. Folge: eine Homogenisierung, die bis ins Selfpublishing zu spüren sei. So stehen den gewachsenen individualistischen Lesepraktiken Eingriffe in die kreative Freiheit des Schreibens gegenüber – und das, obwohl bislang noch kein Algorithmus einen Bestseller vorhergesagt hat.

Unterm Aufmerksamkeitsradar der Feuilletons

Doch wer »macht« die Bestseller? Daran knüpfte der nächste Vortrag an. »Was darf Literaturkritik, was kann Literaturkritik?«, fragte Bettina Baltschev vom Sächsischen Literaturrat. Jedenfalls könne sie keine große Literatur schaffen, so die MDR-Literaturredakteurin



Bettina Baltschev, Foto Anke Engelmann

und -kritikerin. Aber mindere erkennen und verhindern, dass sie sich als große etabliert. So viel zur Theorie, dachte mancher Autor im Publikum, den die regionalen Medien routinemäßig ignorieren. Doch wie schafft es ein Buch in den Aufmerksamkeitsradar der Feuilletons?

Genau da sieht Bettina Baltschev die Literaturkritik in der Verantwortung: Sie müsse Sperriges platzieren. Texte genau betrachten. Selbstlos und unabhängig eigene Auswahlkriterien festlegen, sich zum Beispiel auf regionale Autoren oder unabhängige Verlage konzentrieren. Sich den Marktmechanismen entgegenstellen und nicht lediglich Werbeformat für Bücher sein.

Nicht alle Literaturkritiker können sich ein solches Engagement leisten. Vor allem auf freien Journalisten lastet existentieller Anpassungsdruck – nicht leicht, sich dem allgemeinen Wohlfühlrend entgegenzustellen oder sich nicht als Wadenbeißer, der aus Prinzip zuschnappt, zu gerieren. Ohnehin ist die Wirkmacht der Literaturkritik überschaubar. Das Internet macht den klassischen »Gate Keepern« Konkurrenz. Der Einfluss der Buchblogger auf den Buchmarkt ist immens gewachsen, und mit der Professionalität büßt die Kritik ihre literarische Expertise und Sprachkunst ein. Baltschevs Resümee klang ernüchtert: »Wir müssen aufpassen, dass die Literaturkritik als Gattung nicht völlig wegrutscht.«

Stabiler Umsatz, weniger Leser

Wie aber findet ein Buch seine Leser? Immer schwerer, so die Antwort von Thorsten Ahrend, Leiter des Literaturhauses Leipzig und Programmleiter Belletristik beim Wallstein Verlag. »Wozu Verlage? – Dienstleister – Vertriebsmaschine – Kulturinstitution?«, lautete der Titel seines Vortrags. Verlagsprogramme zweimal jährlich, Pressearbeit und Marketing, Präsenz und Beilagen zu den Buchmessen: Die klassischen Methoden, mit denen die Verlage bis vor wenigen Jahren ihre Bücher sichtbar machten, laufen heute oft ins Leere.



Dr. Thorsten Ahrend, Foto Anke Engelmann

71.640 Neuerscheinungen im Jahr 2021, davon 63.992 Erstauflagen – das klingt viel. Doch seit 2013 geht die Produktion der Titel stetig zurück, so der Börsenverein des deutschen Buchhandels. Zwar blieb der Umsatz in der Buchbranche in den letzten 15 Jahren stabil – doch die Zahl der Leser schmilzt. Die Leute gucken lieber Netflix-Serien. Durch die tägliche Reizüberflutung und veränderte Gewohnheiten der Mediennutzung sei Bücherlesen in vielen Freizeitsituationen keine oder nur eine Option unter vielen, hat der Börsenverein in einer Studie herausgefunden.

Klar ist: Mit Belletristik oder Lyrik werden heutzutage weder die Verlage noch die Autoren reich – die Ausnahmen kann man an wenigen Händen abzählen. Zwar liegt der Anteil der Belletristik am Gesamtumsatz der Buchbranche mit 31,9 Prozent immer noch relativ hoch, dazu kommen noch einmal 18,8 Prozent für Kinder- und Jugendliteratur. Die anderen verkauften 49,30 Prozent setzen sich aus Sachtiteln zusammen: Ratgeber, Reise- und Sachbücher, Schulbücher und geistes-, natur- und sozialwissenschaftliche Texte.

Auch kleine Verlage müssen Gewinn machen. Als Firmen, die Markenartikel vertreiben, erreichen sie ihre Leser mit Push-Marketing, das heißt, ihre Produkte müssen sie in das Bewusstsein der Kunden regelrecht »hineindrücken«, erläuterte Ahrend. Anders als Hersteller anderer Markenartikel halten sie die Preise niedrig, obwohl sie nur in kleiner Serie produzieren. Zudem existiert ein grauer Markt, denn ein gelesenes Buch kann mehrfach wiederverkauft werden.

Keine Bücher zu lesen, wird immer gesellschaftsfähiger. Sie verschwinden aus dem öffentlichen Diskurs und dem persönlichen Umfeld der Menschen, hat der Börsenverein in einer Umfrage festgestellt. Bücher bilden kein Gesprächsthema mehr, die Bekanntheit von Autoren lässt nach. Das Angebot der Buchläden erschöpft und überfordert die potentiellen Leser. Im Buchhandel finden sie keine Orientierung. Also greifen sie zur Fernbedienung und konsumieren Serien statt Lektüre. Das wiederum wirkt sich auf die Verlage aus. Immer schwerer wird es für Autoren, einen zu finden, der ganz klassisch Mittel für die Produktion eines Buches »vor«-legt.

Kurzer Prozess und eine lange Mängelliste

In den letzten Jahren haben wir viele neue Schlagwörter gelernt: Gender und Diversität, Wokeness, Identitätspolitik, Cancel Culture, alte weiße Männer, #metoo. Gleichzeitig mussten wir viele Wörter verlernen, was bei manchen zu Unsicherheiten und permanenten Vergewisserungen führt: Darf man das so noch sagen? Genau darum kreiste nach der Mittagspause eine Podiumsdiskussion, die Bettina Baltschev moderierte. Unter der Überschrift »Was darf gesagt werden und was darf nicht gesagt werden?«, diskutierten Kerstin Hensel, Bettina Kasten, Thorsten Ahrend und Jens-Fietje Dwars über eine Generation, die neue Prioritäten setzt – mit neuer Sprache und einer neuen Vorstellung, was Kunst soll und darf.

Auf positive Folgen des neuen Zeitgeistes wies Bettina Kasten hin, die das Partner- und

Projektmanagement im ARD Kultur Team leitet. »Spannend, was die Debatten ausgelöst haben.« Dem lässt sich nicht widersprechen. Wir sind dünnhäutiger im Hinblick auf Sexismus und Diskriminierung und sensibler für die Belange von Minderheiten geworden. »Man darf auch nicht vergessen: Immerhin können wir heute alles sagen«, ergänzte Jens-Fietje Dwars, Herausgeber, Literaturkritiker und Chefredakteur der Zeitschrift »Palmbaum«. »Das war nicht immer so.« Und dass die Demokratie eigentlich empfindlich auf eine undemokratische »Sprachpolizei« reagieren müsse.

Warum sie es nicht oder nur zögerlich tut? Kerstin Hensel schilderte ein Generationenproblem, das sie als bei ihrer Arbeit als Professorin an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« erlebt. Temperamentvoll startete die Dichterin, die »Deutsche Verssprache und Versgeschichte« unterrichtet, mit einer umfangreichen »Mängelliste« und fasste zusammen, wie innerhalb weniger Jahre der Zeitgeist ihre Arbeit verändert hat, wobei auch ihre Kollegen an anderen Universitäten und Fakultäten sowie an Schulen Ähnliches erlebten: katastrophale literarische Kenntnisse bei den Studenten – bis auf wenige Ausnahmen. Keine Bereitschaft, Autoren in ihren historischen Kontexten zu verorten. Kein Verständnis für Ironie.



*Bettina Baltschev und Bettina Kasten im Gespräch
Foto Stefan Schmidt*



*Jens-Fietje Dwars und Thorsten Ahrend im Gespräch
Foto Stefan Schmidt*

Kurzer Prozess statt Neugier und Offenheit. Da würden kurzerhand Worte in Stücken und Gedichten ausgetauscht und die Komplexität der poetischen Sprache reduziert. Den historischen Texten würde kulturelle Aneignung vorgeworfen, und verlangt, konfliktreiche Stellen wie die Gretchen-Szene im Faust mit Triggerwarnungen zu versehen, um sich problematischen Erfahrungen anderer zu entziehen, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen. »Ich warne davor, sich mit Literatur zu beschäftigen, die keine Triggerwarnung braucht«, warf Thorsten Ahrend ein. »Wenn ein Autor überlegt, was er sagen darf, hat er schon verloren.«

Dabei gehört das Einfühlen in fremde, vielleicht schmerzhaft Erlebnisse und das Sich-Aneignen anderer Lebenswelten essentiell zur Kunst, darin waren sich Podium und Publikum einig. »Das ist eine Totalverkennung des Genres Kunst«, schimpfte Kerstin Hensel im Hinblick auf aktuelle Debatten zur »kulturellen Aneignung«. »Da kann man's auch ganz lassen!«

Keine Wohlfühl Diskussion, auch wenn sich alle mehr oder weniger einig waren. Einziges

Manko: Man sprach über, nicht mit der heranwachsenden Generation. Obwohl der Fachtag für alle offen war, saßen im Publikum überwiegend Ältere. Die meisten von ihnen lehnen die aktuellen Debatten nicht grundsätzlich ab. Doch deutlich wurde: Wer mit Sprache und Schrift umgeht, hat die Verantwortung, sich mit undemokratischen Tendenzen auseinanderzusetzen, so dass ein Korrektiv entsteht und Moderne und Tradition sich gegenseitig befruchten können. Und so brachte der Fachtag vor allem Antworten auf überraschende Fragen und viele Einsichten. Manche setzten sich als Häkchen fest und werden vielleicht schreibend gelöst.

Die Vorträge des Fachtags lassen sich im Audioformat auf www.literaturland-thueringen.de unter Themen / Veranstaltungsrückblicke nachhören.

Zu sehen ist dort bzw. auf dem Youtube-Kanal »Literaturland Thüringen« ein Film über den 4. Thüringer Fachtag Literatur von Stefan Schmidt / Filmfabrik Weimar e.V.

Von Heimat zu Heimat – eine literarische Spurensuche

Der Begriff Heimat ist eng mit nationaler und regionaler Identität verknüpft. In von Begriffen wie »wokeness« und »political correctness« geprägten Diskursen hat er einen denkbar schlechten Ruf. Er steht für Heimmattümelei, Rückschrittlichkeit oder Weltabgewandtheit. Der Tenor im Feuilleton, ob in der »Zeit«, der »taz« oder dem »nd«, will die Rede von »Heimat« getrost den Ewiggestrigen überlassen – »links ist da, wo keine Heimat ist«.

Lässt sich den rechtskonservativen und rechtsextremen Gruppierungen, die ihn für sich zu besetzen versuchen, wirklich nichts entgegensetzen, das einen positiven Anspruch und ein Recht auf Heimat in von Flucht, Vertreibung und – erzwungener, aber auch gewollter – Migration gekennzeichneten Zeiten entwirft? Wo lässt sich Heimat erfahren? Lässt sich Heimat verorten?

In der Reihe »Von Heimat zu Heimat« geht es dem Thüringer Literaturrat in diesem Jahr nicht um eine Begriffsklärung (die etwa im Sinne einer nationalen oder regionalen Abgrenzung nach außen zu verstehen ist), sondern um eine literarische Spurensuche nach Heimat, Heimatverlust, Heimatgewinn als Erfahrungs- und Erlebnisraum.

25 Autorinnen und Autoren aus Thüringen, die zum Teil in Thüringen und zum Teil außerhalb Thüringens leben, haben sich mit diesem Thema auseinandergesetzt und jeweils einen Beitrag für unser Langzeitprojekt »Literaturland Thüringen« über Ihre Erfahrungen mit diesem Erfahrungs- und Erlebnisraum geschrieben. In der Reihe, die sich auf www.literaturland-thueringen.de unter »Themen« findet, veröffentlichen wir seit dem Herbst 2022 jede Woche einen neuen Beitrag. An dieser Stelle drucken wir den Beitrag von Michael Schindhelm ab.



Michael Schindhelm

Keinheimisch

Seit mehr als sechsundzwanzig Jahren lebe ich in der Schweiz und immer an der Grenze. In Basel waren es noch ein paar hundert Meter nach Frankreich und Deutschland, aber seit sechzehn Jahren trennt mich allein der am Haus vorüberziehende Fluss von Italien. Die Brücke darüber ist ein Grenzposten.

Bis vor wenigen Monaten galten natürlich auch hier der Pandemie wegen besondere Ein- und Ausreisebestimmungen. Grenzen sind seit Menschengedenken Linien, an denen die Unterschiede zwischen den dahinter liegenden Räumen aufeinanderprallen. Die Brücke vor unserem Haus war im letzten Jahr der Austragungsort des sogenannten Sushi-Krieges.

Auslöser für den glücklicherweise unblutigen Konflikt waren gewiefte chinesische Gastwirte mit dem Schwerpunkt auf rohem Fisch, die sich in den letzten Jahren auf der italienischen Seite niedergelassen hatten, und ihre fast ausschliesslich im Tessin ansässige, anhängliche Kundschaft.

Anti-Corona-Massnahmen auf beiden Seiten der Grenze hatten das Sushi-Geschäft zum Erliegen gebracht, doch plötzlich kam es auf unserer Brücke zu Transaktionen, bei denen Lachspakete und Euros (oder Franken) ihre Besitzer wechselten. Pünktlich und täglich gegen Abend standen die Tessiner am Grenzübergang Schlange. Unser Bürgermeister, der übrigens zur Trauung meine aus Singapur stammende Frau freundlich willkommen geheißen hatte, sprach im Radio von einer inakzeptablen Situation, von Chaos am Zoll und dass diese gastronomischen Übergriffe aus dem Nachbarland das Unternehmertum im Tessin untergraben.

Kantonspolizei und Zollverwaltung wurden aufgerufen, Ordnung zu schaffen. Doch das Verlangen nach italienisch-chinesischem Sushi war stärker, und die italienischen Behörden drückten ein Auge zu, sodass die Schlange sich erst mit der Grenzöffnung auflöste und der Sushi-Krieg im Ansturm der Schweizer Kundschaft auf die lombardischen Geschäfte ein lautloses Ende fand.

In den letzten sechzehn Jahren bin ich oft gefragt worden, warum ich ausgerechnet in dieser Gegend wohne. Immerhin hatte ich zur selben Zeit auch in Berlin, London, Dubai und Hongkong gelebt. Trotzdem bin ich inzwischen in diesem Malcantone-Dorf sogar heimatberechtigt. Warum?

Die Antwort darauf habe ich im letzten Jahr beim Drehen eines Dokumentarfilms, er heisst Outland, herauszufinden versucht. Gemeinsam mit Freunden und Bekannten, die sich dieselbe Frage stellen mögen, weil sie sich in einer ähnlichen Situation befinden. Für uns alle ist das Tessin neue Heimat geworden.

Wie sich bei den Dreharbeiten erwies, ist keiner der ProtagonistInnen wirklich und vollständig heimisch geworden. Wir alle, die wir uns irgendwann entschieden haben, hier auf Dauer unsere Zelte aufzuschlagen, sind vertraut mit diesem Schwebezustand zwischen Dazugehören und Fremdbleiben, der vielleicht die Grundstimmung jeder Auswanderung darstellt.

Wer das Land seiner Geburt freiwillig verlässt, verzichtet oft auf Gewissheiten, von deren Existenz er oder sie vor dem Auszug gar nichts gewusst hat. Zum Beispiel die bislang unerschütterte Überzeugung, da zu sein, weil man eben immer da war. Auch wenn man später irgendwo in der Ferne ein neues Wohnrecht erlangt, geht diese Überzeugung rasch verloren. Man gewöhnt sich an eine neue Erkenntnis: den Umstand keinheimisch zu sein.

Meine Geschichte mit dem Tessin beginnt Mitte der 1970er Jahre. Der Teenager in der DDR, der ich damals war, entdeckte in der frühen Prosa von Hermann Hesse, UNTERM RAD beispielsweise, einen anarchistischen Geist, der sich gegen autoritäre Systeme wie Schule und Arbeitswelt auflehnte.

Im sozialistischen Schulwesen jener Jahre wurden Schüler bereits in der Grundschule sogenannten Brigaden zugeteilt, um den in den folgenden Jahren auf sie zukommenden Drill rechtzeitig zu verinnerlichen. Die unversöhnliche Hesse-Lektüre bot ein Gegengift zum Brigadenregime.

Zwar wurde der Autor in dieser Zeit bei uns im Osten wenig publiziert, aber die Bibliothek meines Grossvaters hatte den Krieg (der den Grossvater geholt hatte) und den Kommunismus unversehrt überstanden. In einem der

Bücher darin fiel mir eine Fotografie mit Hesse in die Hände, die mir als Inbegriff für die Unabhängigkeit des Künstlers in einer Welt von Abhängigkeiten erschien: der Dichter im Garten von Montagnola über dem Luganer See, die Berge im Hintergrund. Andere mögen diese Pose als Kitsch abtun. Für den Teenager hinter dem Eisernen Vorhang wirkte das Foto wie das ermutigende Symbol aus einer freieren und zudem irgendwie phantastischen Welt.

Obwohl mein Interesse an Hesse längst nachgelassen hatte, machte ich bereits auf der ersten Ferienreise gen Süden einen Zwischenstopp in Montagnola. Naturgemäß konnte diese (für Deutsche vermutlich obligatorische) Italienreise erst nach dem Fall der Berliner Mauer stattfinden. Das Brigadensystem der DDR hatte endgültig ausgedient. Ich war jung genug, um noch einmal neu anzufangen. Der Blick über den Luganer See schien den Teenager Dream von einst zu bestätigen. Die Phantastik der Landschaft, die Freiheit eines Künstlerdaseins. Auf dem nahegelegenen Kirchhof von Gentilino besuchte ich Hesses Grab und fand dort zufällig auch das von Bruno Walter, dem Jahrhundertdirigenten, und von Emmy Hennings und Hugo Ball, den Mitbegründern von Dada.

Dieser erste Aufenthalt im Tessin, erfüllt von idealistischen Phantasien, wie sie unter Besuchern häufig aufzutreten scheinen, war zugleich von einem seltsamen, an sich absurden Gedanken begleitet. Nachdem die ungeliebte DDR-Heimat gerade untergegangen war und während sich ein neues Deutschland formierte, in dem es augenscheinlich Deutsche erster und zweiter Klasse geben würde, schien die Landschaft rund um die Seen jenseits der Alpen eine Gegenwelt zu bieten, in der ich mir vorstellen konnte zu leben. Da zu sein.

Ungefähr zur selben Zeit, da ich Hesse entdeckt hatte, verfolgte ich in einer Thüringer Kleinstadt an der Grenze zu Hessen im »schwarzen Kanal« das Kölner Konzert. Nicht Keith Jarrett, sondern Biermann. Der Reiz der Sechziger, in denen das Westfernsehen noch richtig verboten war, wuch allmählich einer all-

abendlichen TV-Praxis. Doch diesmal versprach es, wieder aufregend zu werden. Es war nicht unbedingt ein musikalisches Ereignis. Es war eigentlich nicht einmal wirklich ein Konzert. Der Mann auf der Bühne redete und stritt sich zwischen den trotzig hingeklampften Songs ausgiebig mit dem Publikum über Sachen, die hier tabu waren: Mao, den Prager Frühling, den 17. Juni 1953.

Irgendwann passierte es. Der Sänger zitierte Hölderlin, Hälfte des Lebens. Nach den vielleicht eineinhalb Minuten, die er darauf verwendete, die vierzehn Zeilen in seinem sentimental Knödel-Stil vorzutragen, war für mich nichts mehr so wie zuvor. »Die Mauern stehen sprachlos und kalt«, hatte er gesagt, »im Winde klirren die Fahnen«.

Wahrhaftig, die Mauern standen sprachlos und kalt. War das die Hälfte des Lebens? Und was würde die andere Hälfte bringen? Was immer ich später zu sagen oder auch nur zu bedenken hatte, ganz gleich in welcher Situation, in welcher Sprache, diese Fragen waren stets dabei.

Noch am selben Abend suchte ich in der schon erwähnten Bibliothek meines Großvaters nach dem Hölderlin-Band. Ich las Hyperion, um den es in dem Kölner Konzert ja gegangen war, las »So kam ich unter die Deutschen« und darin den Satz über den Status der Dichter, die wie »Fremdlinge im eigenen Hause« lebten.

Das eigene Haus befand sich in jenem November 1976 am verhärmten Ende des schwarzen Kanals. Hyperion und Biermann hatten ihr eigenes Haus – wenn auch unfreiwillig – verlassen. Für mich gab es vorläufig nur seine kalten sprachlosen Mauern und die klirrenden Fahnen auf dem Dach. Ich schrieb Verse und arbeitete mich durch meines Großvaters Bibliothek, von Hans Dominik zu Thomas Mann und Gottfried Benn. Meine persönliche Alternative zu DDR-Deutschland. Die andere Hälfte des Lebens. Ein einsames Gegenglück in einer vorerst behördlich vernachlässigten Nische des realexistierenden Sozialismus.

Die Nische aus Büchern bot, was die DDR vor-enthielt: eine Heimat. Ein Deutschland, das frei, aufregend, tragisch und manchmal sogar komisch war. So kam es, dass mich die Bibliothek meines Großvaters unter Deutsche brachte, in deren Gesellschaft ich mir weniger fremd vorkam als zum Beispiel in der Schule. Vertraut machte unter anderen mit Jakob Fabian und Tonio Kröger, mit der Droste und dem Gerstäcker, Zarathustra und Kara Ben Nemsi. Und je häufiger ich Marmorklippen betrat oder mit dem Knaben durchs Moor irrte, in den Schluchten des Balkans, auf den Straßen von Döblins Kopfberlin, umso mehr ersetzte diese Landschaft dichterischer Erfindung die Realität des Sozialismus. Am Ende war die DDR eine schale Legende, des Großvaters Bibliothek hingegen, bereichert um die im Land verbotenen Zugänge, die ich unter der Hand in Antiquariaten erstanden hatte, die einzig überzeugende Wirklichkeit.

Dann fielen die sprachlosen Mauern. Nach Jahren gerechnet etwa in der Hälfte meines bisherigen Lebens. Der Engel der Geschichte brauchte nur zu zwinkern, und schon war es um die DDR-Fiktion geschehen. Doch verloren auch die Wirklichkeit der verbotenen Bücher und die darin versprochene Heimat an Überzeugungskraft, seitdem die ganze Pracht von Sigmund Freud bis zum Tibetischen Totenbuch in Ladenregalen feilgeboten wurden. Seitdem das Verbotene nicht mehr verboten war, wurde es fremd. Dinglich. Kalt und sprachlos. Eine allgemein offenbar nicht besonders begehrte Ware.

Ich kann nur für mich sprechen. Die eigentliche Entdeckung war der sich mächtig öffnende Raum hinter den Läden und ihren Hütern. Die neue Wirklichkeit des gemeinsamen Deutschlands war chaotischer und handfester, hastiger und zunächst berauschender nicht nur als die bleiche DDR, sondern auch als das Zuhause in der großväterlichen Bibliothek. Hatten bereits die Bücher zum Reisen eingeladen, so führten jetzt geografische Wege sowie jene der Sinne und des Erkennens bald weit über alle bislang vorstellbaren Grenzen hinaus.

Zugegeben, der Zauber, den der Westen durch den schwarzen Kanal ausgesandt hatte und der in den Anfängen nach 1990 fortwirkte, konnte nicht ewig halten, was er versprach. Nach ein paar Jahren verließ ich Deutschland, um, wie sich erst viel später zeigen sollte, nie wieder zurückzukehren. Einen Keinheimischen nannte sich die Hauptfigur Robert meines ersten Romans, im elften Jahr der zweiten Hälfte meines Lebens. Damals vertrat Robert in dieser Sache meine Meinung.

Doch war das eine polemische Meinung. In Wahrheit folgte mir die Heimat, körperlos wie ein Schatten. Sie blieb nicht die ursprüngliche Idee Hyperions oder die aus der Bibliothek des Großvaters. Sie ordnete sich vielmehr ein in einen widersprüchlichen Katalog von Ideen, die andere Menschen von den Deutschen und dieser Nation hatten und denen ich nun, da ich unter die Anderen gegangen war, nicht mehr ausweichen konnte. Meine Heimat-Idee wurde skeptischer, bescheidener. Nur an Schwere verlor sie nie.

Draußen hatte ich zu lernen, wie seltsam es ist, ein Deutscher zu sein. Als ich etwa im Hörsaal einer sowjetischen Universität vor die Kommission trat, die meine Abschlussprüfung in Quantenchemie zu beurteilen hatte, gab mir eine Professorin, deren Bluse mit mehreren Orden der Roten Armee dekoriert war, die Botschaft an meine Landsleute mit auf den Heimweg, wir sollten nie vergessen, dass die Sowjetunion unbesiegbar sei. Die Stadt, in der ich fünf Jahre lang studiert hatte, war einst von der Generation meiner Großväter besetzt und zerstört worden. Sie liegt nur zwei Autostunden von Charkiw entfernt.

Zehn Jahre später, soeben als Direktor des Theaters Basel designiert, löste ich das klassische Ballett zugunsten eines modernen Tanztheaters auf. Die Ballettfreunde in der Schweiz gingen aus Protest auf die Straße. Und da das Ballett an Montagen seinen freien Tag hatte, wurden die Demos montags abgehalten und Montagdemos genannt. Ich sah den Deutschen von nun an mit zwei Gesichtern: das aus helvetischer Sicht Großmaul aus

dem Norden und den verunsicherten Ossi, der dem Großmaul schon nach 1989 zu Hause begegnet war. Hier, im Spiegel am Oberrhein, hatte ich selbst beide Gesichter.

Zehn weitere Jahre darauf setzte mir ein iranischer Geschäftsmann während einer hitzegetrübten Fahrt durch die emiratische Wüste in seinem Brabus auseinander, warum der deutsche Pass bei den Behörden seines Landes so viel höher im Kurs stehe als irgendein anderer westlicher Ausweis: schließlich hätten sich meine Vorfahren nach besten Kräften um die Abschaffung der Juden bemüht.

Die Nachbarn in Nah und Fern, im Tessin oder in Singapur, haben jeder seine eigene Idee von dieser Nation. Manche dieser Ideen sind unangenehm oder gefährlich, aber jede schärft die Sinne für die eigene Herkunft. Je länger ich aus Deutschland weg bin, umso mehr sehe ich dieses erfolgreiche, in sich gekehrte Land mit den Augen der Anderen. Noch ein paar Jahre, und die Hälfte der Deutschen wird die Zeit der Teilung nur aus zweiter Hand kennen. Noch ein paar Jahrzehnte, und niemand wird mehr dabei gewesen sein bei jenem missratenen Experiment eines Arbeiter-und-Bauern-Staates auf deutschem Boden. Obgleich die Geschichte verblasst, geht sie weiter. Wie sonst lassen sich die aktuellen Ereignisse in Osteuropa begreifen. – Es gibt wieder Fronten, die marschieren. Und der despotische Klang, der die erste Hälfte meines Lebens begleitet hat, ist zurück: das Klirren der Fahnen.



Lutz Seiler im Gespräch mit Jens Kirsten, Foto TLVEU

Literaturland Thüringen unterwegs 2022

Am 14. September 2022 las der Schriftsteller Lutz Seiler aus seinem Roman »Stern 111« in der Vertretung des Freistaats Thüringen bei der EU in Brüssel. Knapp 100 Besucherinnen und Besucher folgten der Einladung von Christine Holeschovsky, die die Thüringen-Vertretung in Brüssel seit vielen Jahren leitet.

Jens Kirsten

Weshalb wir Literatur aus Thüringen außerhalb von Thüringen vorstellen.

Rede am 14. September 2022 in Brüssel

Seit vielen Jahren kommt der Thüringer Literaturrat nun beinahe regelmäßig in die Vertretung des Freistaats Thüringen nach Brüssel, um Literatur aus Thüringen vorzustellen. Und seit vielen Jahren wollten wir gemeinsam eine Veranstaltung mit Lutz Seiler machen.

Wie schön, lieber Lutz Seiler, dass es nun geklappt hat – herzlich willkommen in Brüssel. Und ich danke Christine Holeschovsky, der Leiterin des Hauses, und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Wir leben in Zeiten, in denen das Lesen starker Konkurrenz durch die Massenmedien ausgesetzt ist. Film, Fernsehen, Computerspielwelten, soziale Netzwerke. Nicht zuletzt aus diesem Grund brauchen wir eine Literaturförderung, die es im Freistaat Thüringen in vielerlei Hinsicht gibt.

Und wir brauchen Dichter wie Lutz Seiler, die gegen das Abtauchen von Begriffen, gegen das Vergessen anschreiben. Lutz Seilers Heimatdorf Culmitzsch wurde geschleift, um Platz für den Uranbergbau zu schaffen, aufgewachsen ist er in Korbußen bei Gera.

Dass die Sprache des Lyrikers Lutz Seiler auch auf seine Prosa wirkt und diese poetisch durchformt, hat er mehrfach mit subtiler Verve unter Beweis gestellt, etwa in der Er-

zählung »Turksib«, in seinen beiden Romanen »Kruso« und »Stern 111« und nicht zuletzt in seinem Erzählungsband »Die Zeitwaage«, in dem die Erzählung »Der Kapuzenkuss« enthalten ist, an die wir in »Stern 111« noch einmal erinnert werden. Für die Arbeit an dem Band »Die Zeitwaage« erhielt Lutz Seiler das 2009 erstmals vergebene Literaturstipendium »Harald Gerlach« des Freistaats Thüringen.

Falls es jemanden gibt, dem der Begriff »Stern 111« Rätsel aufgibt, Lutz Seiler weiß die Antwort darauf. »Stern 111« beginnt in Seilers Herkunftslandschaft, über die er 2004 schon den eindrucksvollen Text »Schwarze Abfahrt Gera-Ost« geschrieben hat, der in dem Band zu seiner Frankfurter Poetikvorlesung »Sonntags dachte ich an Gott« enthalten ist.



*v. l.: Christine Holeschovsky, Jens Kirsten, Lutz Seiler
Foto TLVEU*

Ende 1980er Jahre fuhr ich mit einem Freund nach Berlin. Wir nahmen den letzten Zug aus Weimar, um am Morgen eine Freundin vom Flughafen Schönefeld abzuholen. Weit nach Mitternacht strandeten wir nolens volens im Bahnhof Lichtenberg, wo allein die Mitropa noch geöffnet hatte. Es setzte sich ungefragt ein älterer Herr in schmutzlig-weißem Kunststoff-Sakko zu uns an den Tisch und schüttete uns – wieder ungefragt – einen gehörigen Schuss Korn aus einer mitgebrachten Flasche in die fast leeren Kaffeetrassen. Er klebte wie der Anzug auf seinem Leib an uns und fragte, ob wir nicht bei ihm übernachten wollten. Wir suchten das Weite.

Diese Begegnung im gespenstisch leeren Bahnhof Lichtenberg erschien mir wie ein Déjà-vu, als ich die ersten Seiten von »Kruso« las, dessen Held Edgar Bendler auf dem Weg aus der Stadt eine ähnliche Begegnung am Berliner Ostbahnhof hat. Ich war »drin« und las mich ein, war gefesselt, kam nicht mehr los vom Sog dieser Stimme, dieser düsteren Atmosphäre des Untergangs, der nun schon 30 Jahre zurücklag, von den Gestalten und Typen im »Klausner« auf Hiddensee.

»Kruso« war auf einen Endpunkt zu geschrieben. Was für ein Epilog, der für mich bis zu heute zu den stärksten Texten gehört, die ich von deutschsprachigen Autoren gelesen habe! Und nun, nach sechs Jahren legte Lutz Seiler, der als Lyriker eher am Wort als am Satz zu arbeiten gewöhnt ist, 2020 mit »Stern 111« einen 500-Seiten-Roman vor, der alles andere als eine Fortsetzung von »Kruso« ist und der für mich zu einer noch stärkeren Leseerfahrung wurde.

In »Stern 111« geht es um die Zeit zwischen den Systemen. Weit weniger als ein Coming-Of-Age-Roman ist es ein Roman, in dem es um die Suche seiner Helden – allen voran Carl Bischoff – die den Verlust ihrer Gegenwart, die über Nacht zur Vergangenheit wird, verarbeiten und sich einen Platz in der neuen Gesellschaft suchen müssen, von der sie noch nicht wissen, ob es überhaupt die ihre werden kann.

Mit Mitte 20 erlebt Seiler das Ende der DDR und kann beim Schreiben aus dem unmittelbar selbst Erlebten schöpfen. Dabei ist die erlebte Wirklichkeit in »Kruso« und auch in »Stern 111« so stark, dass nicht die Fiktion die Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit den narrativen Fluss des Schreibens zu überformen scheint. Der Romanheld Carl scheint gegen den Strom der Zeit zu treiben. Als die Mauer fällt, verlässt er nicht die alte Heimat, sondern seine Eltern gehen in den Westen. Er kehrt aus Leipzig zurück in die ostthüringische Provinz, um auf die elterliche Wohnung aufzupassen. Als er es dort nicht mehr aushält, macht er sich in seines Vaters wohlgehüteten Shiguli auf nach Berlin, wo er auf sich gestellt, zu-

nächst im Auto wohnt und dann in die Welt des »klugen Rudels« eintaucht und aufgenommen wird.

Mit der Reihe »Literaturland Thüringen unterwegs« stellt der Thüringer Literaturrat Dichter wie Lutz Seiler nicht vor, um ihnen ein Podium geben. Sie alle – wie auch Lutz Seiler – sind literarischen Botschafter, die auf den Reichtum der Thüringer Literatur aufmerksam machen, um unser Interesse für die Literatur überhaupt und im Besonderen für die Thüringer Autoren zu wecken.

Die deutschsprachige Gutenberg-Buchhandlung, die seit über 40 Jahren im Brüsseler Stadtteil Kraainem ansässig ist, ist ein bewährter Partner solcher Veranstaltungen. Neben dem Buchverkauf gehören Gespräche über Literatur ganz selbstverständlich zur Arbeit der Buchhändlerinnen und Buchhändler. Wer mit ihnen ins Gespräch kommt, merkt sehr schnell, dass Literatur Grenzen spielend überwindet.

Literaturland Thüringen im Literaturhaus Halle, im Literaturhaus Leipzig und in der Villa Marx Viersen

»Der kastrierte Klassiker – Goethes Erotica«

Romy Gehrke und Jens-Fietje Dwars stellten am 12. Juni 2022 den von Jens-Fietje Dwars herausgegebenen Band »Goethes Erotica« vor und begeisterten die gut 40 Besucherinnen und Besucher der Veranstaltung.

»Ich schrieb ich schrieb: niemand der schrieb« – Wolfgang Hilbig, ein mitteldeutscher Odysseus«

Bereits am 30. Mai 2022 fand im Literaturhaus Halle eine Veranstaltung über den Dichter Wolfgang Hilbig statt. Nancy Hunger (Thüringen) und Wilhelm Bartsch (Sachsen-Anhalt) lasen Texte auf den sächsisch-thüringischen Dichter und Prosaschriftsteller Wolfgang Hilbig.

Zu danken ist die zweifache Kooperation mit dem Literaturhaus Halle dessen Leiter Alexander Suckel. Die zweite Veranstaltung gehörte eigentlich zum vergangenen Jahr, hatte jedoch pandemiebedingt verschoben werden müssen.

Den Mitschnitt der ersten Veranstaltung, der einen ganz unmittelbaren und lebendigen Eindruck des Abends gibt, der Goethe auf eine wenig bekannte Art beleuchtete und der neben Unterhaltsamen viel Wissenswertes vermittelte, kann man auf www.literaturland-thueringen.de unter »Themen« / »Literaturland Thüringen« als Podcast nachhören.

»In der Brandung des Traums«

Ebenso nachgeholt wurde eine Veranstaltung am 12. April 2022 im Literaturhaus Leipzig, wo der Dichter Steffen Mensching aus seinem Gedichtband »In der Brandung des Traums« las und mit Thorsten Ahrend und Jens Kirsten über sein Schreiben sprach.

»Aus dem Herzen Deutschlands«

Und am 29. Mai 2022 fand in der Villa Marx in Viersen mit »Aus dem Herzen Deutschlands« eine 2021 abgesagte und nun nachgeholte Lyrik-Performance mit Anne Kies, Steffen Mensching, Christoph Schmitz-Scholemann, Jens Kirsten und Christian Rosenau (Gitarre) statt.

Drei kurze Filme – auf www.literaturland-thueringen.de unter »Themen« / »Literaturland Thüringen« zu sehen – dokumentieren diese aus 2021 nachgeholten Veranstaltungen. Sie entstanden in Zusammenarbeit mit dem Filmfabrik Weimar e. V.

Chancengeber*innen-Programm 2021/2022

256 Stipendien für freiberufliche Künstlerinnen und Künstler in Thüringen

Nachdem Bündnis 90/Die Grünen in Thüringen und der Paritätischen Wohlfahrtsverband Thüringen das Sonderprogramm »Chancengeber*innen« initiiert hatten, beschloss der Thüringer Landtag, 500.000 € dafür bereitzustellen. In enger Zusammenarbeit mit der Thüringer Staatskanzlei, dem Kulturrat Thüringen und der Kulturstiftung Thüringen übernahm dann der Thüringer Literaturrat die Koordination dieses Projekts. Das Ziel des Programms war es, freiberufliche Künstlerinnen und Künstler aus Thüringen während der Pandemie zu unterstützen, die Kultur in soziale Einrichtungen bringen sollten.

Dafür wurden zunächst 250 Stipendien ausgeschrieben. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten suchten sich dann selbst die Einrichtungen, in denen sie arbeiten wollten. Leider konnte 2021 pandemiebedingt nicht alle Mittel ausgegeben werden. Unbürokratisch wurde der Projektzeitraum von der Thüringer Staatskanzlei und der Kulturstiftung Thüringen bis Juni 2022 verlängert. So konnte das Programm nun zu einem glänzenden Abschluss gelangen. Nicht zuletzt ist das der engagierten Arbeit von Sigrun Lüdde zu danken, die der Literaturrat als Leiterin des Projekts gewinnen konnte.

Beteiligt waren 135 Künstlerinnen und Künstler, die an über 100 Orten in Thüringen in den unterschiedlichsten sozialen Einrichtungen tätig wurden, wobei neben Angeboten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene der Schwerpunkt auf Seniorenheimen, Pflegeheimen, Hospiz- und Palliativstationen lag.

Die Angebote aller künstlerischer Sparten richteten sich an: Menschen mit geistiger Behinderung, an Begegnungszentren für Deutsche und Geflüchtete, an körperlich behinderte Kinder und Jugendliche, an Demenzerkrankte, ehrenamtliche Begleiterinnen und Begleiter, an Selbsthilfegruppen, Frauen un-

terschiedlicher Kulturkreise und sozialer Herkunft, generationenübergreifende Projekte, Hospize und Palliativeinrichtungen, Einrichtungen für lebensverkürzend erkrankte Menschen, Seniorencafés, Seniorenheime, Krankenhäuser, Pflegeheime und zahlreiche andere.

Im Fokus des Programms standen insbesondere spartenübergreifende Begegnungs- und Kreativprojekte. Es gab zahlreiche Angebote zum kreativen künstlerischen Gestalten, Workshops zur Buchherstellung oder keramischem Gestalten, Landart-, Linolschnitt- oder Siebdruck-Werkstätten. Neben klassischen Konzerten wurden Mitmachkonzerte, Mitsingstunden, Veranstaltungen, die Musik und Tanz verbanden, u.a.m. angeboten. Daneben standen zahlreiche Formate aus dem Bereich der darstellenden Künste wie Theatervorstellungen, Mitmachtheater, Marionettentheater, Workshops zur Marionetten-Gestaltung, Performance-Kunst, Varieté, Zirkus, Improvisationstheater, Puppentheater und viele andere mehr. Neben Lesungen fanden Formate zum biographischen Schreiben und biographischen Erzählen statt, Erzählstunden standen neben Erzähltheater, Hörspielproduktionen, theatralem Geschichtenerzählen, interaktiven Lesungen, Schreibwerkstätten und anderen.

Wie gut dieses Konzept aufging, ließ sich auch daran ablesen, dass zahlreiche Einrichtungen den Wunsch äußerten, die Zusammenarbeit mit den Künstlerinnen und Künstler zu verstetigen. Wege für die künftige Finanzierung gilt es nun zu finden.



Die Filme bei den Thüringer Buchtagen 2022, Foto Stefan Schmidt

Filme über Thüringer Schriftstellerinnen und Schriftsteller

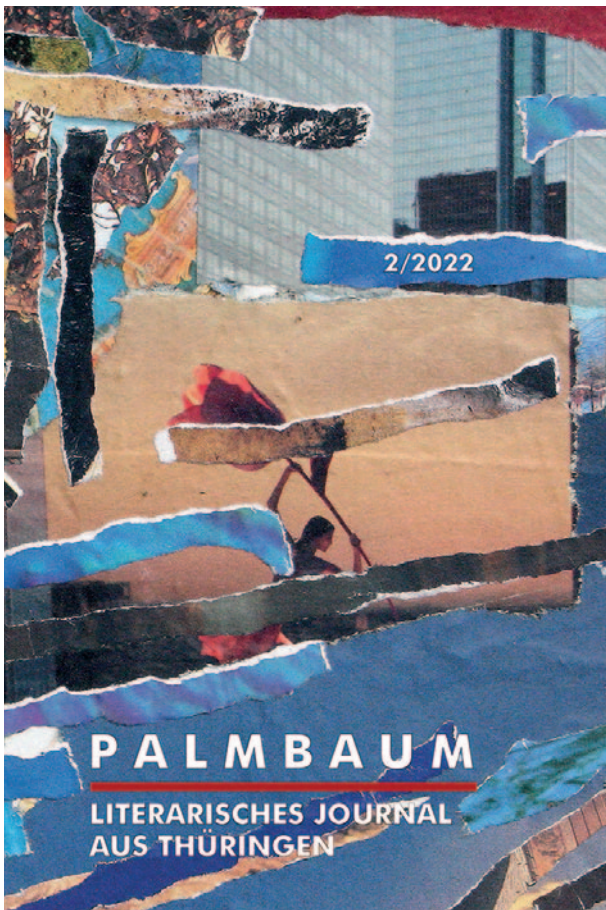
Die 2021 in Zusammenarbeit mit dem Filmfabrik Weimar e.V. entstandenen acht Filme über Thüringer Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die wir in »Literaturland Thüringen aktuell 1/2022« vorstellten, kann man auf dem Youtube-Kanal »Literaturland Thüringen« des Thüringer Literaturrates anschauen.

Während der Frankfurter Buchmesse vom 19. bis 23. Oktober 2022 zeigte der Freistaat Thüringen die Filme auf dem Thüringen-Seestand der LEG Thüringen. Der Thüringer Literaturrat dankt für die Gelegenheit, die Filme dort zeigen zu dürfen.

Während der Thüringer Buchtage vom 2. bis 3. Dezember 2022 zeigte der Börsenverein des deutschen Buchhandels die Filme im Erfurter Steigerwaldstadion. Wir danken dem Börsenverein für die Gelegenheit, die Filme auch hier zu präsentieren.



Messestand des Freistaats Thüringen auf der Frankfurter Buchmesse Foto: LEG Thüringen



»Palmbaum – Literarisches Journal aus Thüringen«

Nachdem Heft 1/2022 der Halbjahreszeitschrift in ihrem Titelthema anlässlich von Novalis' 250. Geburtstag der Frage nachging »Was ist romantisch?«, nahm sie in der 2. Ausgabe den Dadaistenkongress vor 100 Jahren in Weimar zum Anlass, sich mit dem Thema »Alles Dada? Die Welt ist absurd« auseinanderzusetzen. Um nur einige der Beiträge zu nennen: Rolf Schneider über die Voraussetzungen und die Folgen der Dada-Bewegung, Achim Wünsche über das Groteske bei Goethe, Klaus Bellin über »Wunder, Irrwitz und Schauer bei E.T.A. Hoffmann« Jens-Fietje Dwars über Herzog August von Gotha, Michael von Hintzenstern über den pränatalen Dadaismus Johann Matthäus Bechsteins, Rolf Stolz über Wilhelm Busch, Gerda Wendermann über Dada in Weimar, Lutz Rathenow über Einsteins Asche und Hans-Dieter Schütt über Monty Python und die Sense des Non-Sense. Lassen Sie sich zur Lektüre verführen!

Johann Matthäus Bechstein

Das Lied der Nachtigall

Tiuu, tiuu, tiuu, tiuu,
 Spe tui squa
 Tio, tio, tio, tio, tio, tix
 Qutio, qutio, qutio, qutio,
 Zquo, zquo, zquo, zquo
 Tzü, tzü, tzü, tzü, tzü, tzü, tzü, tzü, tzi,
 Quorror tiu squa pipiquisi
 Zozozozozozozozozozozozozozo, zirhading,
 Tsisisi tsisisisisi
 Zorre zorre zorre zorre hi
 Zatn, zatn, zatn, zatn, zatn, zatn, zatn, zi
 Dlo, dlo, dlo, dlo, dlo, dlo, dlo
 Quiro tr rrrrrrr itz
 Lü lü lü lü lü ly ly ly li li li li
 Quio didl li lulily
 Ha gurr gürr quipio
 Qui qui qui qui gi gi gi gi gi gi
 Goll goll goll goll gia hadadoi
 Quigi horr ha diadiadillsi
 Hezezezezezezezezezezezezeze quarhozehoi
 Quia quia quia quia quia ti
 Qi pipi jo jo jo jojojo pi
 Lü ly li le la lo didl io quia
 Higai gai gai gai gai gaigaigaigai
 Quior ziozio pi!

(vor 1822)

aus: *Siegfried Freiberg (Hg.): Die stumme Kreatur, Bläschke, St. Michael 1980.*

Jens Kirsten

»Eine Landschaft aus Erinnerungen und Imaginationen«

Zum 90. Geburtstag des Dichters Jürgen Becker

Wolfgang Haak und ich sind mit dem Dichter Jürgen Becker verabredet, wenige Tage vor seinem 90. Geburtstag am 10. Juli 2022. Von der Straßenbahnhaltestelle in Köln-Brück gehen wir bei flirrender Hitze zu seinem Haus am Ende einer ruhig gelegenen Straße. Beinahe schon im Bergischen Land, wo er gemeinsam mit seiner Frau, der Malerin Rango Bohne lebte, die im letzten Jahr starb. Von hier pendelten sie oft nach Odenthal in ihr Landhaus. Ein Rückzugsort und Schreibquartier für die Malerin und den Dichter, welches er allein nun kaum noch aufsucht.

Wir kennen uns seit der Verleihung des Thüringer Literaturpreises 2011. Ich holte das Paar vom Bahnhof ab und schon auf dem Weg ins Hotel an der Krämerbrücke entspann sich ein lebhaftes Gespräch, an das wir immer wieder anzuknüpfen wussten, wenn wir uns später begegneten.

Im Literaturhaus Köln las er gemeinsam mit Jürgen K. Hultenreich. Beide verlebten in Erfurt ihre Kindheit. Der in Köln geborene Jürgen Becker kam mit seinen Eltern in den 1930er Jahren nach Erfurt, wo sein Vater für eine Firma Brandschutzanlagen baute. Die Zeit dieser starken Eindrücke prägte den heranwachsenden Jürgen Becker für ein Leben. Als er 1947 mit dem Vater nach Köln zurückkehrte – die Mutter war inzwischen verstorben, die zweite Frau des Vaters auch – schien es ein Bruch für immer. Die Heimat unwiederbringlich verloren. Wie Jürgen Becker sagte, lebte er bis 1989 »mit dem Rücken zur DDR«.

In den 1950er Jahren stand im Westen plötzlich eine neue Welt offen, voller Jazz, Literatur und Kunst einer neu entstehenden Avantgarde. Becker begann ein Studium der Germanistik, das er jedoch bald wieder abbrach. Er arbeitete dann für den Westdeutschen Rund-

funk und einige Jahre als Lektor im Rowohlt Verlag. Während dieser Zeit legte er sein literarisches Debüt »Felder« vor, in dem er mit traditionellen Erzählformen brach und zu einer experimentellen Formensprache fand. Die Vielstimmigkeit seiner Stadt Köln fing Becker darin mit einer Collagetechnik ein, wobei er auf eine radikal subjektive Erzählhaltung setzte, die prägend für sein späteres Werk wurde. Jürgen Becker prägte dafür später den Begriff des Journalgedichts und des Journalromans. 1967 erkannte die Gruppe 47 ihm dafür ihren Preis zu. Jürgen Becker arbeitete fortan als freiberuflicher Schriftsteller, war jedoch daneben Leiter des Suhrkamp-Theaterverlags und viele Jahre Leiter der Hörspielabteilung des Deutschlandfunks.

Jürgen Becker zeigt uns die Stadt von damals. In der Erfurter Zeppelinstraße lebten viele Kinder von Offizieren, die aus ganz Deutschland hierher versetzt wurden, unter denen der Junge aus dem Rheinland rasch Anschluss fand. Nicht im großen und ganzen, sondern im Erzählen scheinen Schlaglichter auf. Für uns vieles in neuem, vielmehr altem Licht. Das einstige Weichbild der Stadt, sein Refugium und Entdeckungsraum, heute überbaut und überformt von Städteplanern.

Jürgen Becker erzählt von den letzten Kriegstagen, von der Ankunft der Amerikaner, der Hoffnung der Menschen auf einen Neubeginn in Freiheit. Dann die Übergabe der Stadt und des Landes an die Russen. Die Panjewägelchen, die die Erfurter ungläubig staunen ließen. Mit denen wollten die den Krieg gewonnen haben? Aus den Kasernen, in denen dann ehemalige Häftlinge wohnten, fielen im Überschwang der Freiheit immer wieder Schüsse, einer traf das bei ihnen wohnende »Pflichtjahrmädel« tödlich. Die russische Offizierin, die bei ihnen eine Zeit wohnte und dem Jungen zum Abschied einen Kopfkissenbezug voll schwarzem Tee schenkte.

Wie kaum ein anderer westdeutscher Schriftsteller hat Jürgen Becker nach dem Ende der DDR die ostdeutsche Landschaft zwischen Ostsee, Uckermark und Thüringer Wald er-

kundet und literarisch verarbeitet. Die Erinnerung und die literarische Annäherung, nicht nur an die Landschaft seiner Kindheit in Thüringen, sondern an Ostdeutschland als Landschaft, als Erfahrungshorizont und Begegnungsort spielt in seinem dichterischen Werk und in seiner Prosa eine tragende Rolle. Die Arbeit an der Erinnerung dieser Kindheitsjahre fand 1993 ihren Niederschlag im Gedichtband »Foxtrott im Erfurter Stadion«. »Jedes Wort zwischen Rostbratwürsten und Sanierung / könnte der Anfang einer Erzählung sein.«

Erinnerung ist für Becker eng verknüpft mit Imaginationen und Wahrnehmungen. Ganz in diesem Sinne stehen die Erzählung »Der fehlende Rest« (1997) und schließlich der eindrucksvolle Roman »Aus der Geschichte der Trennungen« (1999), der für mich der wichtigste deutsch-deutsche Roman nach 1990 ist.

Nicht zuletzt für diesen Roman erhielt er 2011 den Thüringer Literaturpreis. Neben zahlreichen anderen Preisen wurde er 2014 mit dem Georg-Büchner-Preis geehrt. Beim Lesen von Jürgen Beckers Gedichten und seiner Prosa gerät man, wenn man sich darauf einlässt, unversehens in ein literarisches Gespräch mit dem Autor. Ein Gespräch, das anregt, über sich selbst, die Welt, die wir unter die Füße nehmen, nachzudenken. Und sie nicht nur zu erkunden, sondern uns mit ihr immer wieder aufs Neue zu verständigen.

Zum 90. Geburtstag des Dichters legte der Suhrkamp Verlag gleich zwei neue Bücher Jürgen Beckers vor. Den Band »Gesammelte Gedichte. 1971-2022«, den Bilder und Collagen von Rango Bohne und Fotos von Boris Becker bereichern und den neuen Gedichtband »Die Rückkehr der Gewohnheiten. Journalgedichte«.

Jürgen Becker: Gesammelte Gedichte. 1971-2022, 1120 Seiten, Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 78 €.

Jürgen Becker: Die Rückkehr der Gewohnheiten. Journalgedichte, 76 Seiten, Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 20 €.

Erstdruck in: Palmbaum, Heft 2/2022.

Das Gespräch mit Jürgen Becker lässt sich als Podcast auf www.literaturland-thueringen.de unter »Themen« in der Rubrik »Literaturland Thüringen auf Radio Lotte« nachhören.

Rechtsnachweis für Bilder und Texte:

Alle Rechte liegen bei den Autorinnen und Autoren.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorinnen und Autoren.

Impressum:

Thüringer Literaturrat e. V.
Cranachstraße 47, 99423 Weimar
Tel.: 03643-9087751 | Fax: 9087752
E-Mail: thueringer-literaturrat@gmx.de
www.thueringer-literaturrat.de
www.literaturland-thueringen.de
Redaktion: Jens Kirsten
Redaktionsschluss: 8. Dezember 2022